BADISCHE HEIMAT
Mein Heimatland 46. Jahrg. 1966. Heft 3/4

Aus dem Skizzenbuch eines Architekten um die Jahrhundertwende

Das zeichnerische Werk von Rudolf Hofmann, 1851-1938

Von Joseph Schlippe, Freiburg i. Br.

Die Bleistiftzeichnungen und Aquarelle, die hier abgebildet und kurz besprochen werden sollen, stellen nur einen kleinen Ausschnitt aus dem großen Schatz an Skizzen aus der oberbadischen Heimat dar, den Rudolf Hofmann, Architekt und Baubeamter im badischen Staatsdienst, zuletzt ein Vierteljahrhundert lang als Oberbaurat Vorstand des Staatl. Hochbauamtes in Offenburg, im Laufe eines langen, gesegneten Lebens geschaffen hat. Ist es schon bedauerlich, daß dieses thematisch doch eine Einheit bildende Lebenswerk und Kompendium oberbadischen Kunstgutes auseinandergerissen wurde, so ist es erst recht traurig, daß an zwei Stellen die dorthin gelangten Zeichnungen gegen Ende des zweiten Weltkrieges vernichtet worden sind; die Zeichnungen von Kruzifixen und Wegkreuzen, Muttergottesbildern und Bildstöcken aus der Ortenau, die an die Gräfin Westphalen als Geschenk des mit ihrer Familie befreundeten Sohnes Hofmann gekommen waren, sind in Münster i. W. bei einem Luftangriff verbrannt. Das gleiche widerfuhr der Sammlung Hofmannscher zeichnerischer Aufnahmen, welche das Bad. Denkmalarchiv in Karlsruhe besaß; sie stellten sowohl große Baudenkmäler wie Bauernhäuser, Altstadtbilder wie auch kleine Kunstwerke am Wegrand, noch Erhaltenes wie auch inzwischen gänzlich Verschwundenes oder arg Entstelltes dar. Manches davon blieb uns, wenn auch nicht in Hofmanns Originalzeichnungen, so doch in Reproduktionen nach ihnen im badischen Kunstdenkmälerwerk, besonders im siebten Band „Kreis Offenburg“ erhalten. Welchen Eindruck Hofmanns umfangreiches Werk auf die es besichtigenden Herren des Ministeriums, der Baudirektion und der Denkmalpflege machte, kam in den Worten des badischen Landesdenkmalpflegers Professor Otto Linde zum Ausdruck: „Ich kann es gar nicht fassen, daß ein Mensch in *einem* Leben soviel schaffen konnte!“ Außer seiner badischen Heimat galten Hofmanns Zeichnungen auch der Schweiz, dem Elsaß und Rom; seine Begabung früh schon entdeckend, hatte man ihn mit einem Stipendium für fünf Monate nach Rom geschickt. Als Zeugen dieser Zeit hingen in seinem Arbeitszimmer „sechs große Aquarelle der Loggien des Vatikans, von meinem Vater gemalt, und daneben eine Innenaufnahme der Peterskirche“, wie seine Tochter in ihren sehr anmutig geschriebenen Erinnerungen an ihren Vater, denen wir unser Wissen um sein Leben verdanken, schreibt. Nicht nur mit eigenen Bildern, auch mit vielen alten Stichen und Möbeln waren die Wände seiner Wohnung ausgestattet. Liest man deren Schilderung, muß man unwillkürlich an Adalbert Stifter denken, der für seine Linzer Wohnung mit Kennerblick „Urväter Haus-

rat“ erwarb, in der „Mappe“ das große Schreibgerüste und in „Nachsommer“ die Möbel im Rosenhaus des Freiherrn von Risach und die geradezu konservatorische Arbeit Eustachs im Schreinerhaus beschreibt. Die ähnliche Kenner- und Sammlerleidenschaft Rudolf Hofmanns war ein Erbstück seines Großonkels Heinrich Hofmann, der als großbritannischer Capitain weit in der Welt herumgekommen war, um seinen Lebensabend kunstvoll schreinernd und alle Vogelarten ausstopfend in Wertheim zu verbringen.

Was von Rudolf Hofmanns Reiseskizzen und Aufnahmen nicht in Münster und Karlsruhe vernichtet wurde, kam teils als Geschenk seiner Tochter in das Denkmalarchiv des Freiburger Staatl. Amtes für Denkmalpflege, teils verblieb es als treu bewahrtes Vätererbe im Besitz seiner Tochter Ida, der Frau des Präsidenten Dr. Ernst Pfeifer. Auf diesen Zeichnungen und Aquarellen sehen wir „kirchliche Baudenkmäler, reizvolle Winkel und eine Fülle bodenständiger Kunst: Wegkreuze, Bildstöcke, Madonnen, Brunnen, Fachwerkhäuser, schön geschnitztes altes Holzgebälk, Kellertore mit wappenförmigen Cartouchen, Treppengeländer ... und vieles andere“. Aus diesem Reichtum zeigen wir einen kleinen Abschnitt, teils wegen des dargestellten Kunstwerkes aus der Heimat, teils wegen der „Technik“, die er ja nicht dem Studium an einer Kunstakademie, sondern dem angeborenen Talent, einer jahrzehntelangen Übung, vor allem aber der Liebe am Zeichnen und Malen verdankte.

Sein curriculum vitae ist rasch erzählt. Am 19. November 1851 wurde Rudolf Hofmann in Eppingen geboren. Durch seinen Beruf als staatlicher Forstbeamter kam sein Vater rings im badischen Ländle herum, so nach Offenburg, Zell am Harmersbach, Pforzheim u. a. m. Besonders die Ortenau, ihr landschaftlicher Reiz und Kunstreichtum vom Rhein und Ried bis zum Hochschwarzwald, hatte schon früh Rudolf Hofmanns Auge reif gemacht für die Erfassung und Darstellung des hier Geschauten. Das Kleinod Wertheim am Main, wo jenes Original, der „Onkel Capitain“ werkelte und wo der Vater Hofmann auch seine Lebensgefährtin Luise von Feder fand, hatte es dem jungen Rudolf besonders angetan. Nach Absolvierung des Lyceums, als der Siebziger Krieg ausbrach, meldete er sich als Kriegsfreiwilliger; ein Augenleiden, das er sich dabei zuzog, minderte später nicht im geringsten seine scharfe Beobachtungsgabe. Nach dem Architekturstudium an der Technischen Hochschule Karlsruhe, deren künstlerisch gewiß bedeutendster, von ihm zeitlebens hochverehrter Lehrer damals Jos. Durm war, begann Hofmanns Tätigkeit bei der Oberbaudirektion in Karlsruhe und dann in Heidelberg, wo er enge Freundschaft schloß mit Fritz Seitz, der neben Julius Koch die meisterhaften Aufnahmezeichnungen des Heidelberger Schlosses für das grundlegende Tafelwerk „Das Heidelberger Schloß“ (Darmstadt, 1887) schuf und die Baugeschichte selber schrieb; die gewiß zeitbedingte, aber reife und uns heute lieb gewordene Kunst des Architekten Seitz spricht sich am stärksten in seiner Villa Wohlgemuth, dem heutigen St. Lioba-Kloster, am Waldrand von Günterstal, aus. Nach abermaliger Tätigkeit auf der Oberbaudirektion kam Rudolf Hofmann, nachdem er 1887 sich mit der Tochter des Freiburger Professors der Pathologischen Anatomie Geh. Rat R. Maier vermählt hatte, als Leiter des Staatl. Hochbauamtes nach Offenburg, wo er von 1894 bis 1919 wirkte. Hier oblag ihm die Leitung des Bauwesens im ganzen Landkreis, hier schuf er Neubauten wie das Gymnasium und das Dienstgebäude des Bau- und des Forstamtes in Offenburg sowie das Amtsgericht in Lahr und viele Forsthäuser, hier fesselte ihn aber mehr noch die staatliche Denkmalpflege. Was er dadurch kennenlernte und auf weiten Wanderwegen entdeckte, hat er nicht nur mit

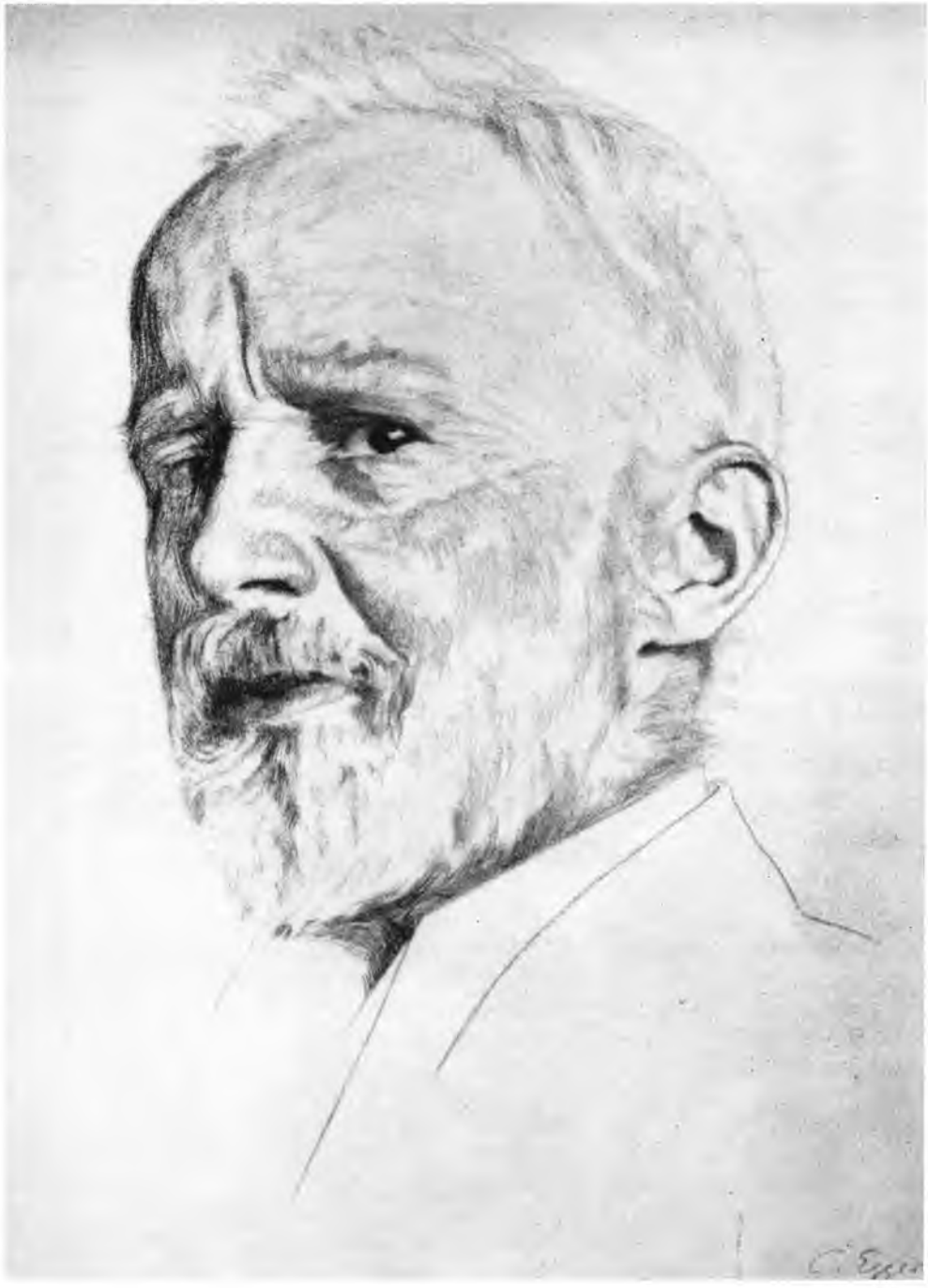

Abb. 1 Rudolf Hofmann im Alter von 75 Jahren gez. Cora Eggers, 1926

seinem Rat und Wissen betreut, sondern auch — weit über die von anderen so exakt eingehaltenen „Dienststunden“ hinaus — zeichnerisch festgehalten, eine wahre Leidenschaft, zu der er auch all seine Angehörigen ermunterte und erzog. Nach seiner Pensionierung im Alter von 68 Jahren zog er nach Karlsruhe und verstarb dort am 7. November 1938, kurz vor seinem 87. Geburtstag. Sein Bildnis zeigen wir hier als Abb. 1; das von Cora Eggers gezeichnete Porträt zeigt den von einem kurzen Bart gerahmten Kopf eines noch garnicht alt anmutenden Mannes von 75 Jahren, dessen Charakteristikum die gütigen und doch scharf beobachtenden Augen sind.

Was uns Hofmanns zeichnerisches Werk besonders liebenswert macht, ist die Treue und Liebe zu den dargestellten Bauten oder Kunstwerken, die er aus Freude am Zeichnen und aus Hingabe zu den Gegenständen, nie aber als „verwendbares Motiv“ zeichnete. Dadurch werden manche seiner Zeichnungen geradezu dokumentarisch im Sinn einer von ihm früh erkannten Volkskunde, und andere Zeichnungen wiederum sind doppelt wertvoll, weil die Abreißwut reichgewordener Zeitläufte — zu denen ja auch leider unsere Zeit zählt — viel hat untergehen lassen, was er noch sah und für würdig hielt, zeichnerisch festgehalten zu werden.

Noch ist dieses zu bedenken: Rudolf Hofmann war Architekt. Trotz der Anmut und der Qualität seiner Zeichnungen kann er nicht an den hohen künstlerischen Wert der Zeichnungen eines Karl Weysser heranreichen, der aber eben Schüler der Kunstakademie, also Maler und enger Freund Hans Thomas war. Weysser, den Lacroix im „Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, 3. Jahrgang, S. 108 ff als den „badischen Merian“ gewürdigt hat, war ein ausgesprochener Künstler, aber in den vielen Tausenden seiner entzückenden Zeichnungen, die in den Denkmalarchiven Straßburg, Mainz, Darmstadt, Karlsruhe, Bonn usw. aufbewahrt werden, hat er gleich Rudolf Hofmann ebenso die „große Kunst“, wie das bescheiden Volkstümliche am Wegrand festgehalten. Eher ist Rudolf Hofmann mit Fritz Max Hessemer zu vergleichen, weil dieser eben Architekt und nicht Maler war, aber gleich Weysser und Hofmann stets mit dem Skizzenblock auf seine Fahrten ging, wie sein großer zeichnerischer Nachlaß im Städelinstitut zu Frankfurt beweist. Dieses ganze Kapitel „Architekturzeichnungen des 19. Jahrhunderts“ ist — so viel ich sehe — noch nicht geschrieben, aber äußerst wert, einmal behandelt zu werden. Dann wären die großen Linien zu ziehen von Ramboux und Quaglio bis zu Rudolf von Alt und Adolf Menzel, von Samuel Prout und Chapuy bis zu Josef M. Olbrich, Clemens Holzmeister und Hans Bernoulli. Das architektonische Zeichnen, das der Bauforschung im engsten Sinne gilt, schulte sich schon zu Hofmanns Zeiten an den nur vermeintlich trockenen Skizzen eines Viollet le Duc, die schon auf Jos. Durm einwirkten, dann in Friedrich Ostendorfs zeichnerischen Aufnahmen vorwiegend französischer Baukunst des Mittelalters ihren reifsten Ausdruck fanden und in unseren Tagen und in der Karlsruher Schule in Karl Grubers unerreichter Zeichenkunst ihre Vollendung erfuhren.

Nun aber zu Rudolf Hofmanns Skizzen, die zumeist mit dem Bleistift gezeichnet und hie und da mit Deckweiß gehöht, seltener als Aquarelle festgehalten wurden.

Wir beginnen mit dem Aquarell, das die *Gruftkirche* bei *Neidingen* darstellt, Abb. 2. Inmitten der schönen Landschaft der Baar, am Ufer der Donau stand einst das im Jahr 1274 erstmals erwähnte, aber gewiß schon ältere Zisterzienserinnen-Kloster „Maria Hof“. Unter seiner Kirche hatten die Fürstenberger sich seit je beisetzen lassen. Im Jahre 1803 wurde das Kloster säkularisiert. Ein halbes Jahrhundert später brannte es

Abb. 2 Neidingen, Fürstl. Fürstenbergische Gruftkapelle R. Hofmann, 1898

ab (K. S. Bader „Die fürstenbergischen Erbbegräbnisse", Donaueschingen 1942). Aber an der gleichen Stelle wurde die Kirche als religiöser Mittelpunkt des Fürstenhauses wieder erbaut, denn „über dem Erbbegräbnis soll das Gebet nie aufhören". Diesen Neubau von 1853, einen kuppelgekrönten Zentralbau, hat der fürstl. Bauinspektor Th. Dibold in Erinnerung an oberitalienische Kuppelkirchen der Frührenaissance über dem Grundriß eines griechischen Kreuzes errichtet. Der schöne Bau ist als kuppelgekrönter Zentralbau der Vorläufer zweier anderer fürstlicher Gruftkirchen in unserem Lande: Zehn Jahre später erbaute der große Münchner Klassizist Leo von Klenze die Sturdzakapelle in Baden-Baden als Zentralbau von der Form eines griechischen Kreuzes; die im Inneren reich ausgestattete Kirche sollte sein letztes Werk sein, dessen Vollendung er nicht mehr erlebte. Auch sie variiert das uralte Motiv eines Zentralbaues als Grabkirche. Und ein Vierteljahrhundert später, im Jahr 1889, erbaute der Architekt de Pay die Gruftkirche der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Sie bildet den Chor der alten Franziskanerkirche Hedingen in Sigmaringen, ist aber, für sich betrachtet, eben eine jener typischen fürstlichen Sepulturen, als deren Vorläufer im deutschen Sprachraum Wolf Dietrich von Raitenaus Gabrielskapelle auf dem St. Sebastiansfriedhof zu Salzburg, 1597, zu gelten hat. Die Sigmaringer Gruftkirche ähnelt mit ihrer Kuppel und mit ihrer Lage über dem Donauufer durchaus der fürstenbergischen Gruftkirche zu Neidingen. Im Mittelpunkt des von R. Hofmann im Jahr 1898 gemalten Aquarells der fürstenbergischen Gruftkirche zu Neidingen sehen wir zwischen den

Abb. 3 Dürrheim, altes Bauernhaus R. Hofmann, 1900

dunklen Bäumen des Parkes auf dem Gelände des einstigen Klosters den Kuppelbau, im Vordergrund fließt die Donau zwischen gottlob noch unberührten Ufern; „der dunkle Wald voll Jagdlust krönt das Ganze". Ehrfurchtsvoll gedenken wir hier des menschlich so gütigen, als Kunstfreund und Mäzen hochverdienten Prinzen Max zu Fürstenberg, der im Jahr 1959 hier an der Seite seiner Ahnen und seines im Tod ihm vorangegangenen jüngsten Sohnes beigesetzt worden ist.

Das künstlerisch beste, farbig delikateste Aquarell Hofmanns zeigt uns ein *Bauernhaus in Dürrheim,* Abb. 3. Der besondere Reiz liegt hier nicht zuletzt in der Landschaft seitlich vom Bauernhaus. Wie der dunkle Wald im Hintergrund, der lichte Hügel im Mittelgrund und das Gelände vor dem Bauernhaus mit dem Sumpf farbig herausgeholt sind, gehört wohl mit zum Besten, was Hofmann als Aquarellist geleistet hat. Das 21 cm hohe, 27 cm breite Aquarell gilt aber in erster Linie nicht der so schön dargestellten Landschaft, sondern dem behäbigen, mit einem Satteldach gekrönten Bauernhaus. Es ist kein Schwarzwaldhaus im engeren Sinne, sondern es gehört zu den „mächtigen . . . steilgiebeligen Fachwerkbauten . . . am Ostrand der schwarzwälder Hausformen". Hermann Schilli betont bei solchen Häusern u. E. mit Recht die Verwandtschaft „zu den zweigeschossigen Wohnstallhäusern mitteldeutschen Gepräges" („Das Schwarzwaldhaus", S. 211). Man spürt die rauhe Luft, aber auch die Weite

der Baar. Das mit Schindeln gedeckte Satteldach hat keinen kleinlichen Krüppelwalm, sondern einen strengen Giebel über der östlichen Schmalseite. Inmitten der Längswand führt ebenerdig ein mächtiges Hoftor in die Scheune. Rechts davon, gegen Osten hin, liegt der Wohnteil mit einer kleinen Eingangstür, dem obligaten Eckfenster und dem auf den vorgestreckten Balkenköpfen auskragenden Fachwerk des Obergeschosses. So charaktervoll das Haus noch auf Abb. 3 vor uns steht, so gleichgültig schaut es heute drein: Vor zwei Jahrzehnten, gleich nach Kriegsschluß hat man es gewiß in bester Absicht, aber ohne Gefühl für seine Eigenart „sauber verputzt" und so völlig seines Reizes beraubt. Ein Haus mit diesem Allerweltsgesicht würde heute keinen Maler mehr reizen, zu Pinsel und Farbe zu greifen. Hier fällt einem die heitere Episode ein, die Hofmanns Tochter in ihrem reizend geschriebenen „Lebenslauf meines Vaters" erzählt: Als ihr Vater einmal auf einer Wanderung in seiner geliebten Baar sich vor einem alten Bauernhaus auf sein Feldstühlchen niederließ und es zeichnete, kam der Besitzer, ein Bauer, heraus und stellte sich hinter ihn. Nach einer Weile fragte er: „Wa machet er do?" Die Antwort lautete: „Euer Haus zeichnen", worauf ihm das Bäuerlein kopfschüttelnd sagte: „Wa? Des alt Glump?" Erst eine Stunde später, als Hofmann mit dem Bild fertig war, meinte der Bauer: „Des isch aber ne schön Hus. Wa' für eins hant er denn do zeichnet?" Woraufhin Hofmann erwiderte: „Des isch Euer alt's Glump." So oder ähnlich verständnislos mag damals — und leider heute erst recht — mancher sein schönes altes Bauernhaus angesehen haben.

Hofmanns Skizze aus dem Jahre 1910, Abb. 4, zeigt uns ein architektonisches Kleinod aus dem 18. Jahrhundert, den *Gartenpavillon* im *Löwenbergschen Park* zu *Gengenbach*. Unmittelbar vor der alten freien Reichsstadt liegt an der Landstraße ein großer Park, der ehemals den Herren von Löwenberg, heute dem Mutterhaus der Franziskanerinnen gehört. In ihm stehen zwei Gartenpavillons. Sie sind allerdings von der Straße aus kaum zu sehen, zumal man neuerdings leider den Streifen zwischen der Landstraße und dem Park teilweise hat überbauen lassen. Das kleinere Gartenhaus, das näher beim Parkeingang nahe beim schönen alten Friedhof steht, hat einen rechteckigen Grundriß. Die Stube, von der aus der Blick hinab in den Garten geht, ist von der Rückseite her vom höhergelegenen Gelände aus zugänglich, der Raum darunter liegt ebenerdig mit dem Gartenparterre davor und dient als Geräteraum. Ungemein viel reizvoller ist der größere Gartenpavillon. Auch hier betritt man, wie fast stets bei Gartenhäusern am Hang, den Gartensaal im oberen Geschoß von hinten her, während unter ihm, ebenerdig mit dem Garten, ein ovaler Geräteraum liegt. Den besonderen Reiz dieses Gartenpavillons bildet die reiche Kurvierung seiner Außenwände; die breitere Vorder- und Rückseite und die schmaleren Seitenfronten sind leicht ausgebaucht, dazwischen schwingen übereck die Mauern in leichtem Bogen nach innen. Dadurch ist sowohl das Äußere, wie auch der geräumige Gartensaal im Innern reich bewegt. Der Saal hat hohe rundbogige Fenster. Die Möblierung stammt noch aus der Löwenbergschen Zeit, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. An den Wänden hängen sympathische alte Bilder, so der junge Kaiser Franz Joseph und die Kaiserin Elisabeth und auch Photographien aus der Frühzeit dieser Kunst, welche die Löwenbergsche Familie zusammen mit Angehörigen der ihr verwandten Familie Zorn von Bulach drüben aus dem Elsaß zeigen. Nur das Bassin in der Mittelachse vor dem Gartenpavillon läßt noch die ehemals regelmäßige Aufteilung des Gartens ahnen, auch die barocken Statuen der Minerva, des Mars und des Apollo geben uns noch einen ent-

Abb. 4 Gengenbach, Gartenpavillon im Löwenbergschen Park R. Hofmann, 1910

fernten Begriff von der ursprünglich reichen Ausstattung des Parkes. Vor kurzem wurden die Statuen durch Bildhauer Angelo Valentin wiederhergestellt. Hierüber sowie über die Baugeschichte und den Bau selber hat Dr. Elfriede Schulze-Battmann im „Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg", 4. Jahrgang 1961, Heft 1/2 berichtet; sie schreibt aus stilistischen Gründen die Statuen dem Bildhauer Ignaz Längelacher zu. In der Stadt Gengenbach selber, am Marktplatz gegenüber dem Rathaus steht heute noch das barocke, mansardgedeckte Stadthaus der Familie v. Löwenberg; in ihm sind heute die Städt. Sammlungen untergebracht.

In der Auswahl unserer Bilder nach Skizzen und Aquarellen von Rudolf Hofmann haben wir uns auf solche beschränkt, die Landschaften oder Baudenkmale, Stadtbilder oder Wegkreuze unserer oberbadischen Heimat wiedergeben. Hofmann hat aber außer den im behördlichen Auftrag angefertigten römischen Ansichten auch reizende Zeichnungen aus der deutschen Schweiz und dem Elsaß in seinen Skizzenbüchern mit nach Hause gebracht. Auch sie zu bringen, würde aber den Rahmen unserer Würdigung sprengen, so leid es uns tut, daß wir von diesen sowohl thematisch wie künstlerisch gleich interessanten Skizzen absehen müssen. Dagegen zeigen wir nun fünf Bilder aus Überlingen, der Stadt am Bodensee, die unseren Meister offenbar ganz besonders gefesselt hat. Da ist zuerst die Ansicht des *Überlinger Münsters,* von Nordosten, vom Reichlin-Meldeggschen Haus aus gesehen, Abb. 5. Über alte Dächer im Vordergrund hinweg sieht man den Chor des Münsters mit seinen schönen Maßwerkfenstern und links davon den Überlingersee mit den bewaldeten Höhenrücken jenseits von ihm auf dem Bodanrück. Der Chor des Münsters ist von zwei Türmen eingefaßt, deren südlicher unvollendet blieb und mit einem steilen, abgewalmten Satteldach abschließt. Der nördliche Turm dagegen ist mit 5 Geschossen über die Traufhöhe des Chores hochgeführt und trägt auf einer Plattform den schlanken, achteckigen Aufbau mit einem leicht geschwungenen Zeltdach. Es ist der Kirchenbehörde hoch anzurechnen, daß sie mit Unterstützung staatlicher Mittel den einsturzdrohenden Turm trotz der Notzeit nach dem Zweiten Weltkrieg soweit als nötig abgetragen und vollkommen in der alten Form erneuert hat.

Das Herzstück der Stadt Überlingen, die *Hofstatt* mit *Rathaus* und *Münster* sehen wir auf Hofmanns Aquarell Abb. 6, allerdings in dem Zustand von 1899. Seitdem hat sich manche Neuerung vollzogen, die dem reizvollen Platzbild zum besten gedient hat: Statt des plumpen neugotischen Brunnens im Vordergrund steht nunmehr hier auf gedrungenem Brunnenstock die Statue von Überlingens größtem Sohn, dem Mystiker Heinrich Seuse, ein Werk des Bildhauers Klemm, 1928. Gleich hinter dem gotischen Brunnen ist das ehemalige Löwenzunfthaus von 1474 zu sehen, ein zweigeschossiger Bau mit einer gleichförmig fortlaufenden Galerie gekuppelter gotischer Fenster im Saal des oberen Geschosses. Das Fachwerk darüber und der Erker sowie der Giebel entstammten allerdings erst dem Jahre 1892. Dieses alte Löwenzunfthaus wurde im April 1945 gleich nach der Besetzung durch die Franzosen das Opfer einer Explosion des darin gelagerten Pulvers. Den Neubau des Löwenzunfthauses hat unter Verwendung des vom gotischen Bau stammenden Wappens Oberbaurat Franz Hitzel in schlichter, unaufdringlicher Gestalt wieder erstehen lassen. Die dritte Änderung gegenüber dem Zustand von 1899 betrifft die Umgestaltung der Fassade zwischen dem Löwenzunfthaus und dem alten Rathaus mit seinem berühmten Ratssaal. Bei der Renovierung dieses jetzt auch als Rathaus dienenden Hauses hat Stadtbaumeister Oesterle im obersten Geschoß die unter dem Putz zutage getre-

Abb. 5 Überlingen, das Münster von Nordosten her gesehen R. Hofmann, 1894

Abb. 6 Überlingen, die Hofstatt mit Löwenzunfthaus und Rathaus R. Hofmann, 1899

tene Galerie rechteckiger gotischer Fenster mit Blendbögen von Kielbogenform erneuert und dadurch das Platzbild außerordentlich bereichert; gotische Fenstergalerien dieser Art an Profanbauten sind bei uns im Land sehr selten, während sie links des Rheines, so in Trier, Metz und Burgund wesentlich häufiger sind. Bei der Wiederherstellung des gotischen Fassadenbildes ist der biedermeierliche Dreiecksgiebel in der Mitte der Dachtraufe verschwunden. Wie die Hofstatt heute aussieht, läßt uns die Photographie auf Seite 140 im Heft 1/2 des 46. Jahrgangs der „Badischen Heimat" erkennen. Überhaupt ist ganz allgemein auf den höchst instruktiven Aufsatz von Paul Motz über Überlingen in dem eben genannten Heft zu verweisen.

Das *Franziskanertor* und den Westgiebel der *Franziskanerkirche* sehen wir auf Abb. 7. Hofmanns Bleistiftskizze aus dem Jahre 1897, die auf hellbräunlichem Karton gezeichnet und mit Deckweiß gehöht ist, gibt genau den Zustand wieder, den wir auch heute noch vor uns haben, heute sogar schön erneuert durch die denkmalpflegerischen Bemühungen der ihres Kunstwertes sehr wohl bewußten Stadt. Rechts sehen wir den Giebel der ehemaligen Franziskanerkirche, einer gotischen Bettelordenskirche mit delikater Rokokostuckierung des Innenraumes, gegenüber steht der Salmannsweiler Hof mit dem schönen gotischen Erker und dazwischen ragt inmitten des Bildes der Franziskanertorturm mit seinem Treppengiebel und Dachreiter darüber empor. Das gleiche Bild zeigt uns v. Pagenhardts Photographie auf Seite 24 des obengenannten Heftes der „Badischen Heimat".

Seine ganz besondere Liebe widmete Hofmann zwei Innenräumen des Reichlin-Meldeggschen Hauses von 1462, das mit seinen Staffelgiebeln hoch über der Stadt thront. Den *Festsaal* von 1690, Abb. 8, hat Hofmann in dem ganzen Reichtum seiner schweren Stukkaturen von der Hand eines Wessobrunner Meisters und mit der den zweigeschossigen Saal inmitten waagrecht durchschneidenden Galerie in einer Bleistiftskizze aufgefangen, die diesen festlichen Innenraum eines Patrizierhauses in seiner ganzen Eigenart und reichen Dekorierung uns zeigt; die schadhafte Balustrade der Galerie ist inzwischen längst ausgebessert, so daß der Saal heute sein festliches Gepräge unversehrt zur Schau trägt.

Die *St.-Luciuskapelle* von 1486 des *Reichlin-Meldeggschen Hauses,* Abb. 9, geben wir nach der künstlerisch wohl besten Zeichnung Rudolf Hofmanns wider. Wie er hier in zartester Bleistiftmanier den Reiz des schlanken Innenraumes mit der glattschaftigen Säule im Vordergrund und mit dem reizvollen Dekor an Kapitellen sowie an den Schild-, Gurt- und Kreuzrippen des Gewölbes wiedergegeben und wie er die an der Fensterwand, also im Schatten stehende Madonnenstatue leicht hervorgehoben hat, ist geradezu meisterlich und bildet als Bleistiftzeichnung wohl einen gleichen Höhepunkt wie Hofmanns in Abb. 3 gezeigtes Bauernhaus in Dürrheim als Aquarell.

Villingen ist — und bleibt hoffentlich auch — die auf deutschem Boden reinste Incarnation einer Zähringerstadt, einer hochromanischen, planmäßigen Stadtanlage um 1120. Das hat uns so recht die ausgezeichnete und lehrreiche Ausstellung „Die Zähringerstädte" im Schloß Thun, einer alten, fast unversehrten Zähringerburg, im Jahre 1964 gezeigt. Es ist bedauerlich, daß diese Ausstellung nicht in Freiburg, dem Ausgangspunkt der 15 Städtegründungen der Herzöge von Zähringen, gezeigt werden konnte. Nach der Zerstörung des Stadtkerns von Freiburg im Jahre 1944 (und nicht erst seitdem!) zeigt uns Villingen nicht nur im klaren Stadtgrundriß, sondern auch in seinen Bürgerhäusern schlechthin den Typus jener Städte. Mag sich auch dies oder jenes verändert haben, mögen auch die sti-

listischen Merkmale da und dort andersartig sein, gleichgeblieben sind doch die steinernen, nicht aus Fachwerk errichteten, traufseitig, nicht mit dem Giebel zur Straße stehenden Häuser. Ist Bern mit seinen Arkaden und seinen reichen Häusern „die Stadt schlechthin", so ist Villingen — hier ähnlich der allerdings nicht zähringischen Stadt Schaffhausen — besonders reich und schmuckvoll durch die Erker. Auch unseren Meister hat Villingen immer wieder angezogen, und in den Erinnerungen seiner Tochter wird sehr nett erzählt, wie die ganze Familie an einem heißen Sommertag von Dürrheim nach Villingen wanderte und dort anfing, auf den Malstühlchen hockend, dieses oder jenes schöne Straßenbild zu zeichnen. Eine der damals entstandenen Zeichnungen Hofmanns bringen wir in Abb. 10. Hier sehen wir einen charakteristischen Ausschnitt der *Erkerhäuser* in der *Hauptstraße Villingens;* im Vordergrund einen durch zwei Stockwerke reichenden Louis-XVI.-Erker, daneben einen breitseits mit den Nachbarfenstern gekoppelten gotischen Erker, wie deren besonders Rottweil noch sehr viele hat. Den prunkvollsten, zweigeschossigen Erker mit Wappenschmuck und Brüstungsreliefs hat das Haus Kegel am Markt. Wohltuend an Hofmanns als Dokument wichtiger Zeichnung sind auch die alten, behäbigen Ladenfenster der Erdgeschosse, die hoffentlich nicht so bald den gläsernen Mäulern weichen müssen.

Abb. 11 zeigt uns ein Bild aus dem alten *Wertheim am Main.* Zwischen links der evangelischen Stadtkirche, in deren stolzem Chor das baldachinartige Grabmal eines Grafen von Löwenstein-Wertheim steht, das im Volksmund die „Bettlade" genannt wird, und rechts der Kilianskapelle geht inmitten der Blick hinunter in die malerische Altstadt, die so reich an alten Bürgerhäusern und Fachwerkbauten ist. Den Hintergrund der sorgfältigen Bleistiftzeichnung bildet der Höhenrücken schon jenseits des Mains. Daß Rudolf Hofmann dieser Skizze eine besondere Sorgfalt widmete, kommt auch daher, weil ihn heimatliche und familiäre Bande an Wertheim knüpften: Als sein Vater als junger Förster dort tätig war, fand er in Luise von Feger seine Frau. Es muß ein gar interessantes Haus gewesen sein, in dem Hofmanns Mutter aufgewachsen war. Und auch die Kilianskapelle spielt in Hofmanns Jugenderinnerungen eine Rolle: Das dortige Lyzeum, das wegen seiner guten Lehrkräfte bekannt war, hatte wegen Überfüllung des Schulhauses ein Klassenzimmer in der Kilianskapelle, die ja schon längst ihrem gottesdienstlichen Zweck entfremdet war. Unten befand sich von je das Beinhaus, und in halber Höhe darüber war ein Boden eingezogen, um auf diese Weise ein Schulzimmer zu gewinnen. Dessen Licht, das nur durch die Maßwerke der Kirchenfenster, also vom Boden her, in den Raum fiel, war freilich reichlich ungenügend. Aber trotzdem hat Hofmann aus liebender Erinnerung an seine dort verbrachte Jugendzeit diese Kapelle in unserem Bild 11 dargestellt.

Ein schönes Aquarell unseres Meisters Rudolf Hofmann stellt die kleine *Dorfkirche zu Buchenberg* dar, Abb. 12. Im September 1915 hat er sie in zarten Tönen gemalt, mit den Schindeldächern auf dem Kirchenschiff, dem Chor und dem aus dem Viereck ins Achteck des Helmes übergehenden Dachreiter. Das in 817 Meter Höhe stehende Kirchlein ist dank seiner abseitigen Lage im Hochschwarzwald verhältnismäßig gut durch die Zeiten gekommen. „Am östlichen Hang des Schwarzwaldes liegt, eine gute Wegstunde von Peterzell und Königsfeld entfernt, Buchenberg im südbadischen Landkreis Villingen. Seine weiten Wälder grenzen im Norden an Württemberg. Der Ort mit seinen rund 900 Einwohnern dehnt sich heute auf der großen Gemarkung in verstreuten Bauernhöfen — bis auf wenige Waldhöfe — auf der südlichen Hochebene aus, mit weitem Blick zur Schwäbischen Alb und bei klarem Wetter bis zur Alpen-

Abb. 7 Überlingen, Franziskanertor und Franziskanerkirche R. Hofmann, 1897

Abb. 8 Überlingen, Festsaal im Reichlin-Meldeggschen Haus R. Hofmann, 1905

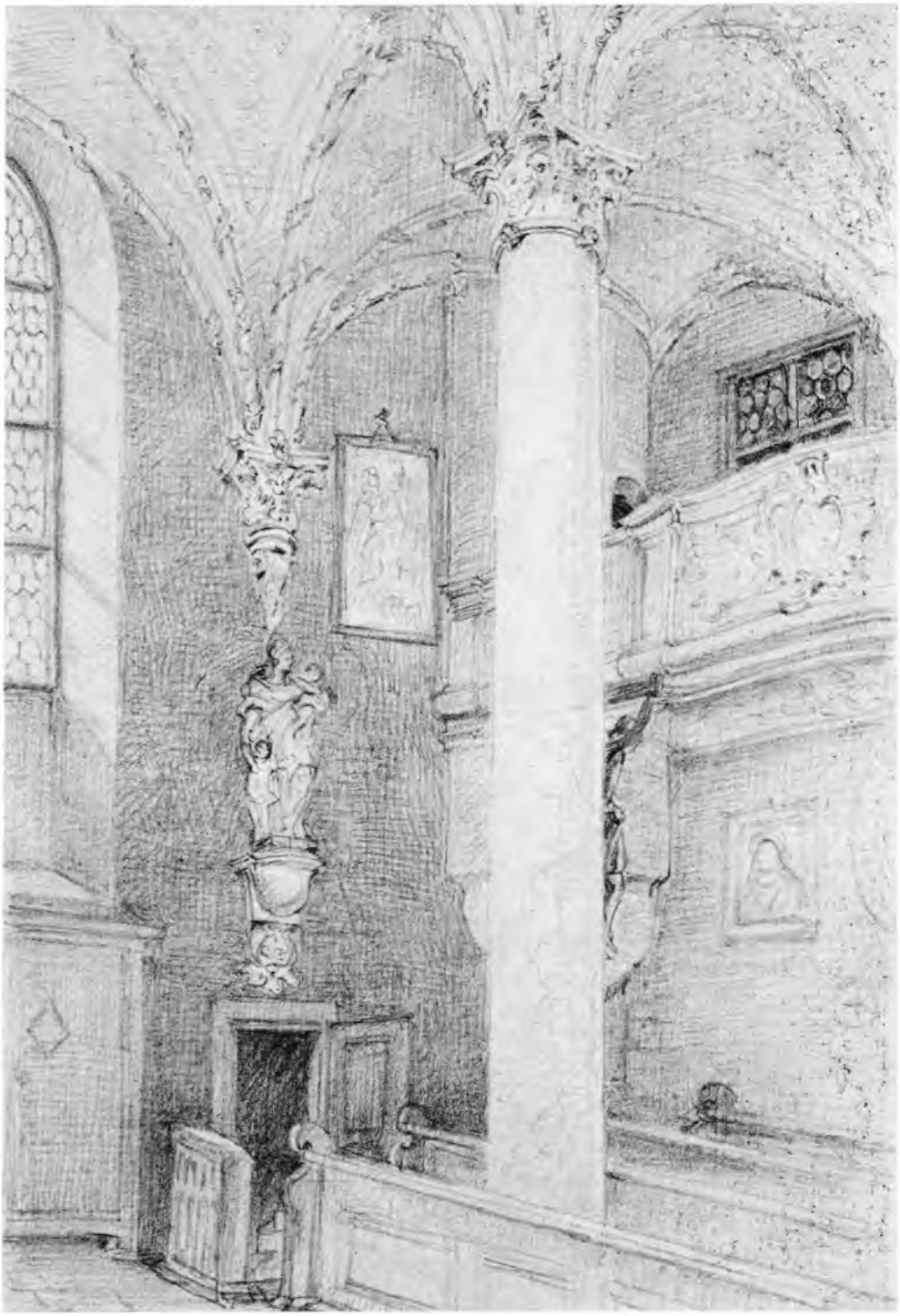

Abb. 9 Überlingen, Kapelle im Reichlin-Meldeggschen Haus R. Hofmann, 1905

kette" (E. Schulze-Battmann im „Kunstführer" Nr. 757). Außerhalb unseres Landes kannten wohl nur wenige dieses künstlerisch bemerkenswerte, landschaftlich ungemein schön gelegene Kirchlein, das erst die Veröffentlichung des Photos auf Seite 90 der „Deutschen Dorfkirchen" (Blaue Bücher, Langewiesche) weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Das wohl in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstandene kleine Bauwerk wird allerdings erst 1275 erstmals erwähnt. Dieser äußerst schlichte mittelalterliche Bau ist im Innern kaum mehr als 5 Meter breit. Ursprünglich war er nur 4 Meter hoch, wurde aber im Jahre 1722 auf 5,20 Meter erhöht. Damals waren schon längst, wohl schon bald nach der in Württemberg früh eingeführten Reformation, die Wandgemälde des Kirchenraumes, die heute unser besonderes Interesse beanspruchen, übertüncht worden. Sie wieder freizulegen, war das Hauptverdienst der in den 50er Jahren durchgeführten Instandsetzung, deren technische Leitung unter Oberaufsicht des Denkmalamtes dem Staatl. Hochbauamt Donaueschingen oblag, während die Gemälde von Maler Feuerstein freigelegt wurden. Der mit 5 Seiten des Achtecks schließende Chor ist jüngeren Datums als das Kirchenschiff, er stammt wohl aus dem 15. Jahrhundert. Heute ist er mit Chorfenstern von Wilhelm Geyer-Rottweil geschmückt. Außer einer kurzen Erwähnung im Kunstdenkmälerwerk wurde der dem Hl. Nikolaus geweihten Kirche erst durch Gerold Leiber eine gründliche Beschreibung zuteil, siehe „Badische Heimat" XXIV, 1954, S. 250—259; hier sind sowohl seine Rekonstruktionsversuche wie auch überhaupt seine zuverlässigen zeichnerischen Aufnahmen veröffentlicht, deren Fensterteilung allerdings um der Erhaltung der Wandmalereien willen jetzt einige Veränderungen erfahren haben. Neben den Wandgemälden, deren schönstes und besterhaltenes wohl der Hl. Leonhard in der Fensterleibung beim Eingang ist, wird der Freund der Handwerkskunst seinen besonderen Spaß an dem ungefügen Gestühl haben, das kein Schreiner, wohl aber ein Zimmermann, und zwar nur einer im hohen Schwarzwald ausgeführt haben kann. Die reizende Dorfkirche, in der wegen ihrer abseitigen Lage nur zweimal im Jahr Gottesdienst abgehalten wird, ist neuerdings als Trauungskirche für Brautpaare selbst von weither beliebt geworden, und besonders stimmungsvoll müssen die Konzerte beim Schimmer der wenigen Kerzen sein. Die beste neue Würdigung des Baues und seiner Ausstattung finden wir in dem schon erwähnten, von Dr. Elfriede Schulze-Battmann verfaßten „Kunstführer" Nr. 757 des Verlags Schnell & Steiner. Dort ist auch das „Buchenberger Herrgöttle" im Bild zu sehen, das man vor rund vierzig Jahren im Dachstuhl tief in einem schmutzigen Gewölbezwickel gefunden hat. Im Bildersturm der Reformation hat man dieses ungewöhnlich bedeutende Kunstwerk weggeschmissen und dem Verderben anheim gegeben. Die Beine und die Arme sind dadurch verloren gegangen. Aber auch als Torso übt diese wohl in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstandene Holzfigur eine große, ernste Wirkung aus. So sehr die Denkmalpflege heutzutage auch fordert, Kunstwerke an dem Ort zu belassen, für den sie geschaffen wurden, wäre in diesem Fall doch — auch angesichts der jahrhundertelangen Verachtung, die man dem Kunstwerk entgegengebracht hat — seine Verbringung in ein leichter zugängliches Museum, etwa in die ob ihrer Kunstwerke häufig aufgesuchten Fürstl. Fürstenbergischen Sammlungen in Donaueschingen angebracht und ein wahrer Akt der Pietät.

Das *Schloß zu Schmieheim,* Abb. 13, ist ein Bau jener schlichten Renaissance, wie sie uns an so manchen Schlössern unseres oberrheinischen Landes begegnet. Andere Län-

Abb. 10 *Villingen, Erkerhäuser an der Hauptstraße* R. Hofmann, 1913

Abb. 11 Wertheim a. M., evang. Kirche u. Kilianskapelle R. Hofmann, 1916

Abb. 12 Buchenberg, Dorfkirche R. Hofmann, 1915

der haben um jene Jahrhundertwende um 1600 reichere Schlösser, so vor allem etwa jene im Weserland, während die reicheren Schlösser etwa im Frankenland eben mindestens hundert Jahre jünger, also um 1700 oder später entstanden sind. Das Schloß in Schmieheim dagegen hat, auch hierin die nahen Beziehungen über den Rhein hinüber ins Elsaß bekundend, eher Ähnlichkeit mit schlichten Renaissancebauten des sonst doch viel reicheren Elsasses. Rudolf Hofmann hat das Schloß im Jahre 1903 gezeichnet. Wie verwahrlost oder auch willkürlich verändert das Schloß gegenüber seinem Urzustand damals war, erkennt man so recht aus dem Vergleich mit dem heutigen Zustand des Schlosses nach dessen sehr gewissenhafter Renovierung in den Jahren 1958—1961. Hierbei hat man aus dem bis dahin verschiedensten Zwecken dienenden Schloß ein sehr würdiges Rathaus der Gemeinde Schmieheim gemacht. Im Erdgeschoß wurde ein Kindergarten und eine Vereinsstube untergebracht. Das Hauptgeschoß enthält das Zimmer des Bürgermeisters und die Amtsräume der Gemeindeverwaltung; die große Halle dient als Warteraum, kann aber auch durchaus für festliche Veranstaltungen verwendet werden. Das Dachgeschoß enthält seit dem Umbau zwei kleine Wohnungen. Diese Verwendung des ehemaligen Schlosses wurde so genau aufgezählt, weil nur ein guter Verwendungszweck in den Augen unserer materialistischen Zeit die Renovierung eines alten Baudenkmales und die Verwendung öffentlicher Mittel hierfür rechtfertigt. Die adeligen Schloßbauherren hätten es sich seiner Zeit wohl nicht träumen lassen, daß ihr so schön in einem weiträumigen Baumgarten stehendes Schlößchen einmal solch profanen Zwecken dienen würde. Erbaut wurde das Schloß in den Jahren 1607—1610, sein Bauherr war Friedrich Freiherr Bock von Gerstheim, der von 1551 bis 1615 lebte. Rund sechzig Jahre später wurde — wiederum ein Zeichen für die

Abb. 13 Schmieheim, Schloß R. Hofmann, 1903

nahe Verbindung mit dem Elsaß — ein Wurmser von Vendenheim zu Sundhausen, der Direktor der Niederelsässischen Ritterschaft, Miteigentümer. Die Wurmser waren auch diesseits des Rheines begütert, und so wurden sie die Bauherren der sehr eleganten, 1765 vollendeten evangelischen Kirche zu Meißenheim, das bekannt ist durch das außen am Chor der Kirche stehende Grabdenkmal der Friederike Brion; ein anderer Wurmser von Vendenheim zu Sundhausen fiel 1759 in der Schlacht bei Bergen als Obrist eines elsässischen Regiments und fand seine Ruhestätte unter einer Rokokourne von der Hand des Bildhauers Johann Daniel Schnorr auf dem Frankfurter Peterskirchhof. Eine Enkelin jenes erstgenannten Wurmser von Vendenheim heiratete einen Freiherrn Waldner von Freundstein, wiederum einen Elsässer, und im Besitz dieser Waldner verblieb das Schloß, bis es die Gemeinde im Jahre 1925 erwarb. Schon viele Jahrzehnte zuvor, von 1859—1867, hatte die in Schmie-

Abb. 14 Geisingen, alte Holzbrücke über die Donau
R. Hofmann. 1921

heim sehr zahlreiche jüdische Gemeinde das verwahrloste Schloß als Schule gemietet, und in Erinnerung an seine dort verbrachte Schulzeit wollte im Jahr 1929 ein aus Schmieheim stammender, in USA reich gewordener Jude das Schloß auf seine Kosten renovieren lassen. Um hierfür zeichnerische Unterlagen zu haben, ließ ich im Jahre 1929 das Schloß durch Architekt Hans Arno Fuchs aufnehmen. Fuchs hat seine Aufnahme nebst Text in der Zeitschrift des Landesvereins Badische Heimat „Mein Heimatland" XIX, 1932, S. 102—108 genau veröffentlicht. Aber der schon drohende Umsturz ließ die edle Absicht nicht zur Tat werden. So kam die Renovierung erst ein Vierteljahrhundert später dank der opferwilligen Gemeinde und der Zuschüsse der Denkmalpflege zustande. Die ungewöhnlich gewissenhafte und kenntnisreiche Instandsetzung durch Architekt Dr. Kasper hat nicht nur das originelle Bauwerk gerettet, sondern auch durch die dabei gemachten Beobachtungen unser Wissen um gewisse technische Einzelheiten bereichert. Wie zumeist bei den Bauten jener Zeit, man denke nur an den Palas der Hochburg oder an das Freiburger alte Rathaus, stand oder steht der „Schneck", der Wendeltreppenturm unmittelbar am Bau, ohne mit ihm verbunden zu sein, weil er eben das Werk des Steinmetzen, der Bau aber das Werk des Maurermeisters war. Die für das Äußere wesentliche Änderung gegenüber Hofmanns Skizze sind die wieder als dreiteilige Fenster rekonstruierten Fenster in den beiden übereckgestellten Türmen, die zusammen mit ihren und dem Spitzhelm des Treppenturmes und den hohen Giebeln des mächtigen Satteldaches das reiche Gesamtbild ergeben.

Die alte *Donaubrücke bei Geisingen,* Abb. 14, ist beim Kriegsende zerstört worden. Glücklicherweise hat R. Hofmann sie so exakt gezeichnet, daß man die Konstruktion selbst im Innern der Brücke erkennen kann. Mit ihr ist eine der vielen, konstruktiv so meisterlichen, im Bild der Landschaft so charakteristischen, überdachten Holzbrükken untergegangen. Aber wenigstens in Säckingen blieb dank den Bemühungen der Heimatfreunde und der Denkmalpflege die ehrwürdige alte Holzbrücke erhalten und wurde durch werkgerechte Zimmermannskunst unserer Tage gerettet. Und in Forbach ist die einsturzgefährdete Holzbrücke über die Murg dank dem erfolgreichen Einsatz des damaligen Landesdenkmalpflegers Professor Otto Linde in ihrer alten Gestalt neu erstanden. Mindestens seit dem 17. Jahrhundert hatte Geisingen eine Brücke über die Donau; eine Reisebeschreibung von 1683 erwähnt sie um ihrer besonderen Form willen. Also war sie wohl schon damals überdacht und seitlich geschlossen. Wie die Akten ausweisen, wurde die baufällig gewordene Holzbrücke im Jahre 1769 abgebrochen und neu errichtet. Dreißig Jahre später wurde sie von den Franzosen auf der Flucht nach dem Sieg ihres Gegners, des Erzherzogs Karl bei Stockach zerstört. Im Jahre 1803

Abb. 15 Altdorf, Dorfstraße mit Kirche, erb. 1782 R. Hofmann, 1909

wurde sie aus Eichenholz wieder aufgebaut, beiderseits mit Brettern verschalt und mit Schindeln gedeckt. Aber am 21. April 1945 ereilte sie das gleiche Schicksal wie 1797, nur waren es diesmal deutsche Soldaten, die die Brücke in Brand steckten, als ob sie durch eine solche sinnlose Tat den Vormarsch des Gegners hätten aufhalten können! Nunmehr ist östlich von der bisherigen Brücke eine Betonbrücke errichtet worden, deren elegante Linie uns doch den besonderen Reiz der originellen alten Holzbrücke nicht vergessen läßt.

Als R. Hofmann die *Kirche in Altdorf,* Abb. 15, zeichnete, reizte ihn das malerische Dorfbild mit der hinter den schlichten Giebelhäusern hoch aufragenden Kirche. Zu ihr hinauf führt eine vielstufige steinerne Treppe, die sich im Winkel um das Haus mit dem Vorbau über dem Eingang herumkröpft. An der Hauskante ganz im Vordergrund steht übereck ein hoher steinerner Kruzifixus auf barock ausbauchendem Sokkel. Von der Kirche, die so beherrschend oben thront, meinte — freilich vor rund 60 Jahren — ein Kunstkenner, sie sei „nicht von besonderem Kunstwerk". Aber selbst Peter Thumbs Kirche in Hilzingen mußte ja aus noch viel berufenerem Munde das Urteil hinnehmen, ihre uns heute entzückende Ausstattung sei „von leidlicher Güte". An Hilzingen reicht allerdings die Qualität der Altdorfer Kirche nicht heran. Heute jedoch, nach dem furchtbaren Aderlaß am Kunstbesitz unseres Landes durch den Krieg, erkennen wir so recht, daß auch solche im besten Sinne „unscheinbaren" Baudenkmale das Gesicht unserer Heimat prägen und liebenswert machen. Die Nordfront der (mit dem Chor gegen Süden gerichteten) Kirche hat — charakteristisch für die barocken Kirchen aus dem 18. Jahrhundert — einen halb vor, halb in der Kirche stehenden Turm, gegen den sich von beiden Seiten her die Voluten des Giebels totlaufen. In der Nische über dem Portal steht die Statue des Kirchenpatrons, des Hl. Nikolaus. Über dem unten quadratischen Turm erhebt sich die achteckige Glockenstube und über ihr das zwiebelförmige Dach mit Knauf und Prälatenkreuz. Die Giebelfassade mit dem Turm inmitten zählt zu jenem häufigen Typus der eintürmigen Barockkirchen, dem als Werk eines ganz großen Meisters Hofheim, Etwashausen oder St. Paulin zu Trier und als bescheidene Dorfkirchen Meißenheim, Riegel, Herbolzheim u.a.m. angehören.

Daß Hofmann bei der Auswahl seiner Zeichnungen den Schwierigkeiten nicht aus dem Weg ging, die anderen das Zeichnen komplizierter Profildurchdringungen gemacht hätte, beweist seine Zeichnung des Sockelprofils vom *Mittelportal der Stiftskirche in Lahr,* Abb. 16. Hier gibt er mit äußerster Präzision die reiche Profilierung und Durchdringung der Sockel an, die die dünnen Säulchen in den tiefgekehlten Leibungen tragen. Die Zeichnung ist auf Seite 71 des Siebten Bandes „Kreis Offenburg" des Badischen Kunstdenkmälerwerkes als Abb. 34 wiedergegeben. Überhaupt ist dieser Band und sind auch andere Bände des Badischen Kunstdenkmälerwerkes angefüllt mit ausgezeichneten architektonischen Aufnahmen und Skizzen Rudolf Hofmanns. Hier ist der Platz, das dankbare Urteil des Verfassers jenes Bandes „Kreis Offenburg" zu zitieren; Max Wingenroth nennt in der Einleitung, dankbar seiner Mitarbeiter und Helfershelfer gedenkend, in allererster Linie unseren Meister: „Herr Oberbauinspektor Hofmann in Offenburg hat in selbstlosester hingebendster Weise das Zustandekommen des Bandes gefördert. Er hat nicht nur seinen reichen Schatz an Zeichnungen zur Verfügung gestellt, er hat bereitwilligst neue Aufnahmen gemacht, die ihm zur Prüfung übersandten Grundrisse und Pläne kontrolliert und durch zahlreiche Notizen sowie mit seinem regen Interesse mir geholfen." Daß die meisten dieser zeichnerischen Aufnahmen und Skizzen von Baudenkmälern im letzten

Abb. 16 Gotisches Portal der Stiftskirche in Lahr R. Hofmann

Kriegsjahr vernichtet worden sind, wird an anderer Stelle erwähnt.

Ein Musterbeispiel dafür, wie der Architekt — ganz anders als der Maler oder der Photograph — das Wesentliche eines Ornamentes oder einer dekorativen Plastik herausarbeitet, ist Hofmanns Skizze des reichen *Erkerfußes in Engen*, Abb. 17. Wie hier je

Abb. 17 Engen, Erkerfuß von 1570 R. Hofmann, 1919

drei quergeriefelte Voluten sich zu Stützen des über Eck angeordneten Erkers entwickeln, wie sie die Reliefs eines Mannes und einer Frau einrahmen und die kleine Kartusche mit der Jahreszahl MDLXX zwischen sich nehmen, ist ebenso klar herausgearbeitet wie zeichnerisch sauber dargestellt. Charakteristisch für die Baugesinnung um

Abb. 18 Oppenau, Haustür am Haus Hodapp, 1681 R. Hofmann, 1916

1570 ist es auch, wie gekonnt einem sonst ganz schlichten Zweckbau nur ein, aber ein ganz reiches Ornament wie eine Agraffe eingefügt ist.

Wie so manche andere von Hofmanns Zeichnungen — man denke nur an das Bauernhaus in Dürrheim, Abb. 3 — ist auch seine Zeichnung des *Portals* von 1681 in *Oppenau,* Abb. 18, ein Beitrag zu dem traurigen Kapitel „Monumenta perdita", also ein Beispiel dafür, wie machtlos wir heute trotz Gesetzgebung und Heimatbewegung gegenüber der Neuerungssucht sind. Im badischen Kunstdenkmälerwerk, VII. Bd., Kreis Offenburg, 1908, S. 285, hatte Max Wingenroth geschrieben: „Von Privathäusern (in Oppenau) ist das des Leopold Hodapp zu erwähnen mit einem Erker und der Jahreszahl 1681 und dem Gerberzeichen an der Türe, deren Gewände abgeschrägt und hohl gekehlt sind." Dankenswerterweise hatte sich der Bürgermeister von Oppenau für die Erhaltung des schönen Hauses Hodapp unter Berufung auf jenen Eintrag im Kunstdenkmälerwerk eingesetzt, als im Jahre 1961 sein Umbau beantragt wurde. Aber obwohl er ausdrücklich auf den Denkmalswert des bedrohten Hauses hinwies, wurde es doch zum Abbruch freigegeben, was man allerdings hinterher als eine versehentliche Zustimmung bereute. Auch die Überlassung des Renaissanceportals mit der halbrunden Freitreppe davor unterblieb. Nur der Sturz mit der Jahreszahl 1681, den Initialen H. I. des Erbauers und dem Gerbergerät als Hausmarke in dem Wappen wurde durch Einbau in das neue Haus noch gerettet. Angesichts dieses Verlustes hat die liebevolle, das Detail charakteristisch wiedergebende Zeichnung Hofmanns aus dem Jahre 1916 geradezu dokumentarischen Wert.

Abb. 19 Schuttern, Fachwerkhaus R. Hofmann, 1913

Abb. 20 Gereuth bei Lahr, Bildstock
R. Hofmann, 1907

Abb. 19 stellt das *Fachwerkhaus Hegi* in *Schuttern* dar. Das zweigeschossige Haus hat ein Satteldach mit Krüppelwalm gegen die Straße hin und im Giebel ein Pultdach zum Trocknen der Maiskolben. Die Geschosse sind klar getrennt, die Deckenbalken liegen parallel zur Schmalseite, das Obergeschoß liegt bündig mit dem Untergeschoß, ist also nicht vorgekragt. Mächtig ist der Eckpfosten. Die anderen Hölzer sind schwächer dimensioniert. Statt eines „wilden Mannes" reichen Schrägstreben von der Schwelle zum Rahmholz. Unter den Fensterbrüstungen sitzen Andreaskreuze. Das große, fensterlose Mittelfeld im Erdgeschoß der Giebelwand hat, miteinander verblattet, eine große Raute und ein Andreaskreuz. Dieses Fachwerkhaus, das Rudolf Hofmann 1913 zeichnete, mag als Beispiel stehen für die noch zahlreichen, schlichten Fachwerkhäuser in den Dörfern des Rieds und des Hanauerlandes. Konstruktiv interessanter sind freilich die Kniestockhäuser etwa in Meißenheim, Kürzell u. a. m.; diese zeichnen sich aus teils durch die weit ausladenden Deckenbalken unter dem Dachfuß, teils durch die schönen, von drüben kommenden „Elsässer Lauben" in der Giebelwand. Das schönste Haus mit einer solchen elsässischen Laube war das von 1703 in *Allmannsweier*, das leider einem Neubau, der nur zum Gähnen reizt, weichen mußte, obschon für die Erhaltung des alten Baues ein für jene Notjahre nach dem Krieg ungewöhnlich hoher Zuschuß angeboten worden war. Ihm ähnlich, wenn auch nicht ganz so schön und bis ins einzelne kunstvoll sind die Häuser mit elsässischen Lauben in Kiechlinsbergen, in Kürzell und das Haus Wohlschlegel in Auenheim. Doch soll dies nicht unsere Freude am Fachwerkhaus Hegi beeinträchtigen, das eher den gesunden Durchschnitt, sozusagen das tägliche Brot, in der Bauernhauskunst des Riedes darstellt gegenüber den besonders reizvollen und konstruktiv interessanteren Kniestockhäusern.

Der Standort der hier in Originalgröße der Skizzen wiedergegebenen Bildstöcke war nicht leicht festzustellen. Hofmann nannte als deren Standort „Gereuth bei Lahr". Nun stehen aber solche Bildstöcke doch nur in katholischen Gemeinden, Lahr aber ist seit der Reformation evangelisch. In der Tat fand sie unser Denkmalpfleger Erwin Steurer ostwärts von Lahr in der katholischen Gemeinde Reichenbach. Dort stehen sie unweit voneinander an der Straße beim Schmieder-

hof im hinteren *Gereuth,* einem schönen Seitental, das sich von der Schutter ostwärts gegen die Geroldseck hin erstreckt. Der schlichtere der beiden Bildstöcke steht auf domäneneigenem Grund gegenüber vom Forsthaus, Abb. 20. Er trägt keine Jahreszahl und ist auch im Aufbau und bildhauerischen Schmuck einfacher. Seine wellenförmig überwölbte Nische ist heute leer. Schlanker im Aufbau und reicher an Schmuck ist der Bildstock beim Schmiederhof, Abb. 21. Über einem gekehlten Sockel und einer attischen Basis erhebt sich der im Querschnitt quadratische Bildstock, dessen Vorderseite eine Blütenkette in zartem Relief trägt; darnach wäre er etwa im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts entstanden. Auf dem Steinpfosten, der mit einem reichprofiliertem Gesims abschließt, steht die Nische mit dem Heiligenbild darin und einem schmiedeeisernen Kruzifix auf dem barocken Abschlußgesims. Angesichts dieser beiden Bildstöcke, sowie des auf Abb. 25 abgebildeten möchten wir die Heimatfreunde und Forscher um ihre Mithilfe bei der Auffindung und Erhaltung solcher kleinen Denkmäler einer frommen Gesinnung bitten. Oft stehen gerade die Sühnekreuze und Grenzsteine weit abseits von den Straßen mitten im Wald. Auch Wegkreuze und Bildstöcke sind mitunter nur an abseitigen Waldwegen zu finden. Es sind erst wenige Jahrzehnte her, daß man solche Denkmäler christlicher Gesinnung aus Fanatismus verstümmelte oder aus Dummheit aus dem Weg räumte. Gegen solche Vandalismen oder Gedankenlosigkeiten zog das Landeskulturamt unter Prof. Dr. Asal ins Feld, indem es mich beauftragte, vor den Geometern und Straßenbauern in Lichtbildvorträgen den Gemüts- und Kunstwert solcher Denkmäler am Wegrand zu achten und sie bei ihren Planungen zu retten. Wie erfolgreich und aufschlußreich umgekehrt systematisch vorbereitete Streifzüge unserer Heimatforscher auf diesem Gebiet sein können, beweisen die zahlreichen, in der

Abb. 21 Gereuth, Bildstock R. Hofmann, 1907

Zeitschrift „Die Ortenau" veröffentlichten Aufsätze von J. Ruf, K. Fischer, O. A. Müller und Jos. L. Wohleb, sowie der vor etwa einem Jahrzehnt in dem „Nachrichtenblatt der Kultur- und Heimatpflege in Süd-Baden" erschienene Aufsatz von Heinrich Ochsner, der mit seinem Freund Professor Bernhard Welte auf gemeinsamen Wanderungen besonders die alten Grenzsteine gesucht und entschlüsselt hat. Zusammenfassend hat der Wiener Forscher, Direktor Franz Hula, in

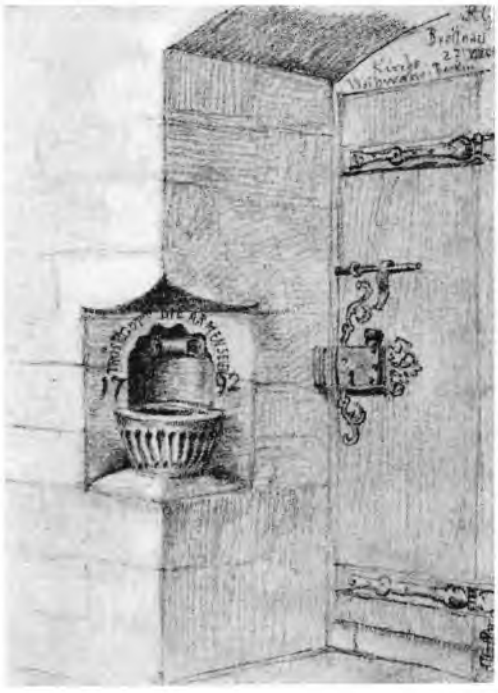

Abb. 22 Breitnau, Weihwasserkessel 1792
R. Hofmann, 1901

seinem Werk „Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs" (Wien 1948) vor allem die Totenleuchten behandelt, und es ist verdienstvoll, daß er seine Forschungen auf diesem Gebiet nun auch über Österreichs Grenzen hinaus erstrecken will. In landschaftlich kleinerem Rahmen hat soeben Bernhard Losch im 9. Jahrgang, 1966, Heft 2 des „Nachrichtenblattes der Denkmalpflege in Baden-Württemberg" ein sehr bewußt enger begrenztes Thema, die alten Steinkreuze, behandelt. Uns aber beeindruckt es bei Betrachtung von Hofmanns Zeichnungen sehr, daß er — nicht nur in den drei hier abgebildeten Skizzen — diesem zu seiner Zeit noch wenig gewürdigten Zweig der religiösen Volkskunde und -kunst seine Aufmerksamkeit und Liebe gewidmet hat.

Das *Weihwasserbecken in der Kirche zu Breitnau*, Abb. 22, ist zwar heute von dem — in über 1000 m Höhe unentbehrlichen — Windfang leider etwas verdeckt, aber im wesentlichen doch noch so erhalten, wie R. Hofmann es vor rd. 60 Jahren skizziert hat. Es befindet sich an der südlichen Kirchentür „des kilchspiels des tals und des waldes ze Breitnowe". Aus den Quadern der inneren Türleibung hat man übereck eine Schräge herausgehauen, in der ein Weihwasserkessel, halb eingenischt, halb vorspringend, sitzt; auf seiner bauchigen Außenseite ist er geriefelt. Die Nische über ihm ist mit einem wellenförmigen Bogen überwölbt, um den herum folgende Inschrift eingemeißelt ist: „17 Tröst Got die armen Selen 92". Leider hat die Kirchentür selber nicht mehr das schöne alte Beschläge — siehe Abb. 22 — mit dem Kastenschloß und dem Riegel darüber.

Beim *Grabstein des Pfarrers Sartori*, Abb. 23, war es wohl die Symbolik des plastischen Schmuckes, die Rudolf Hofmann reizte, den heute noch unversehrt an der Nordaußenwand der Kirche zu *Ottenheim* stehenden Grabstein zu skizzieren. Auf einem altarähnlichen Sockel steht ein spitzer Obelisk, der eine Urne, das beliebteste Symbol der klassizistischen Grabmalkunst, trägt. In dem flachen Feld des Obelisken sitzt zu unterst das Wappen, sein querovales Schild zeigt eine Sonne. Über ihm ein Spangenhelm, dessen Helmzier in eine barocke Kartusche übergeht, die als Rocaille endigt. Die Helmzier bildet — Symbol des Pfarrers! — ein Kelch, auf dem ein Kruzifix steht. Die Voluten am Fuß des Obelisken umrahmen auf der einen Seite Kelch und Leuchter, auf der anderen einen Schädel über Stola und Meßbuch. Eine Sima mit Laubfries und einer Perlschnur darunter krönt den Sockel, dessen Schrifttafel mit einem zopfigen Kranzgehänge geschmückt ist. Die Inschrift gilt dem 1735 in Ettenheim geborenen Hochwürdigen Herrn Joh. Anton Eduard Sartori, der bischöflicher Commissarius sowie Erzpriester und zweiundvierzig Jahre lang bis zu seinem

Heimgang i. J. 1807 Pfarrer in Ottenheim war.

Einen im Aufbau durchaus ähnlichen, nur im Dekor etwas anderen Grabstein, der drei Jahre früher, i. J. 1804 entstanden ist, fand Hofmann auf dem *Kirchhof zu Schuttern*, Abb. 24. Auch hier trägt ein annähernd quadratischer Sockel von der Form eines Altares, über dessen Schriftschild wiederum eine zopfige Guirlande hängt, einen Obelisken. Seine Vorderfläche ist reich geschmückt mit einem vorzüglich in das steile Dreieck hineinkomponierten Relief, das auch hier die Embleme der Vergänglichkeit — das Stundenglas, einen Leuchter mit erloschener Kerze und gekreuzte Totengebeine — und darüber das Auge Gottes im Strahlenglanz zeigt. Eine bauchige Urne krönt den Obelisken. Der glücklicherweise auch noch gut erhaltene Grabstein auf dem Friedhof zu Schuttern, rechts neben dem Eingang zur alten Friedhofskapelle, trägt folgende Inschrift:

Zergnickt vom Sturme fiel die Rose
mit Jhren Blöttern langsam ab.
Sie modert nun, doch aus der Schoose
ruft sie der Herr einst aus dem Grab.
Dann blüht sie schön im Paradies,
das guten Seelen Gott verhies.
Dies Denkmal setzt in Thrn (Tränen)
Jhr Ehegatte 1804.

Der spätmittelalterliche *Bildstock* bei *Breitnau*, Abb. 25, steht abseits am Waldrand, aber deshalb doch nicht unbeachtet. Oft sieht man Wanderer vor ihm stehen, den Hut lüften und ein stilles Gebet verrichten. Der gedrungene Pfosten hat abgefaste Kanten, die oben und unten durch Viertelkreisbögen aus dem Achteck ins Viereck überführen. Auf dem Pfosten steht eine dachförmig abgeschrägte Nische mit dem Relief einer Kreuzigung hinter einem Gitter. Im Gegensatz zu den zwei zuvor gezeigten Bildstöcken hat der Breitnauer noch eine spätgotische Haltung. Von den übermoosten Inschriften und Jahreszahlen kann man

Abb. 23 Ottenheim, Grabstein Sartori 1807
R. Hofmann, 1916

(nach Hofmanns leicht mit Deckweiß gehöhter Bleistiftzeichnung zu urteilen) noch die Jahreszahlen 1514, 1547 und 1770 entziffern.

Abb. 24 Schuttern, Grabstein 1804 R. Hofmann, 1909

Schon in der Jugendzeit Rudolf Hofmanns, als sein Vater als Oberförster in Zell am Harmersbach wirkte, machte ein eigenartiges Bauwerk in der Umgebung von Zell einen tiefen Eindruck auf ihn.

Der *Groebernhof* bei Zell am Harmersbach, Abb. 26, hat ein wechselreiches Schicksal erlebt. Schon seine weithin sichtbare Lage am Ausgang des Harmersbachtales in das Kinzigtal forderte das Geschick heraus, und so wurden ihm gewiß mehr Zerstörungen und Änderungen zuteil, als der heute turmartig hochragende Baukörper ahnen läßt. Ein adliger Herrensitz an dieser Stelle ist früher entstanden als es die erste Erwähnung im Jahre 1222 vermuten läßt. Nach dem Aussterben der Herren von Groebern war er im 17. Jahrhundert durch mehrere Hände gegangen und hatte auch Abenteurern gehört, wie sie in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg nicht selten waren. Dann aber hatte der hochverdiente Stettmeister von Zell am Harmersbach, Johann Friedrich von Mayenhofen den Groebernhof erworben, um ein Adelsgut für das ihm von Kaiser Leopold I. verliehene Adelsprädikat zu haben. In der Hand seiner Nachfahren blieb der Bau bis zum Jahre 1823. Dann ging er in den Besitz des evangel. weltl. Kraichgauer Adeligen Damenstiftes über, dem er auch heute noch gehört. Dieses ließ ihn vor einem Jahrzehnt unter Beihilfe der staatlichen Denkmalpflege instandsetzen. Dabei wurde der Außenputz erneuert und weiß geschlämmt, das Dach wurde mit alten Handstrichziegeln ausgebessert, und so schien der wenigstens äußerlich instandgesetzte Bau gesichert zu sein. Aber auf unerklärliche Weise, vielleicht durch einen hier Unterschlupf suchenden Landstreicher, geriet das Haus in Brand, und die wohl aus dem letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts stammende gewiß einfache, aber hübsche Ausstattung ging in Flammen auf; die einläufige Holztreppe mit schön gedrechselten Stäben des Geländers und leider auch die in Felder aufgeteilte Holzdecke mit reich profilierten Deckleisten verbrannten. Der Bau wurde auf Kosten seiner Besitzerin alsbald notdürftig wieder hergestellt, jedoch ohne die frühere Ausstattung, die wohl dem i. J. 1695 neugeadelten Herrn von Mayen-

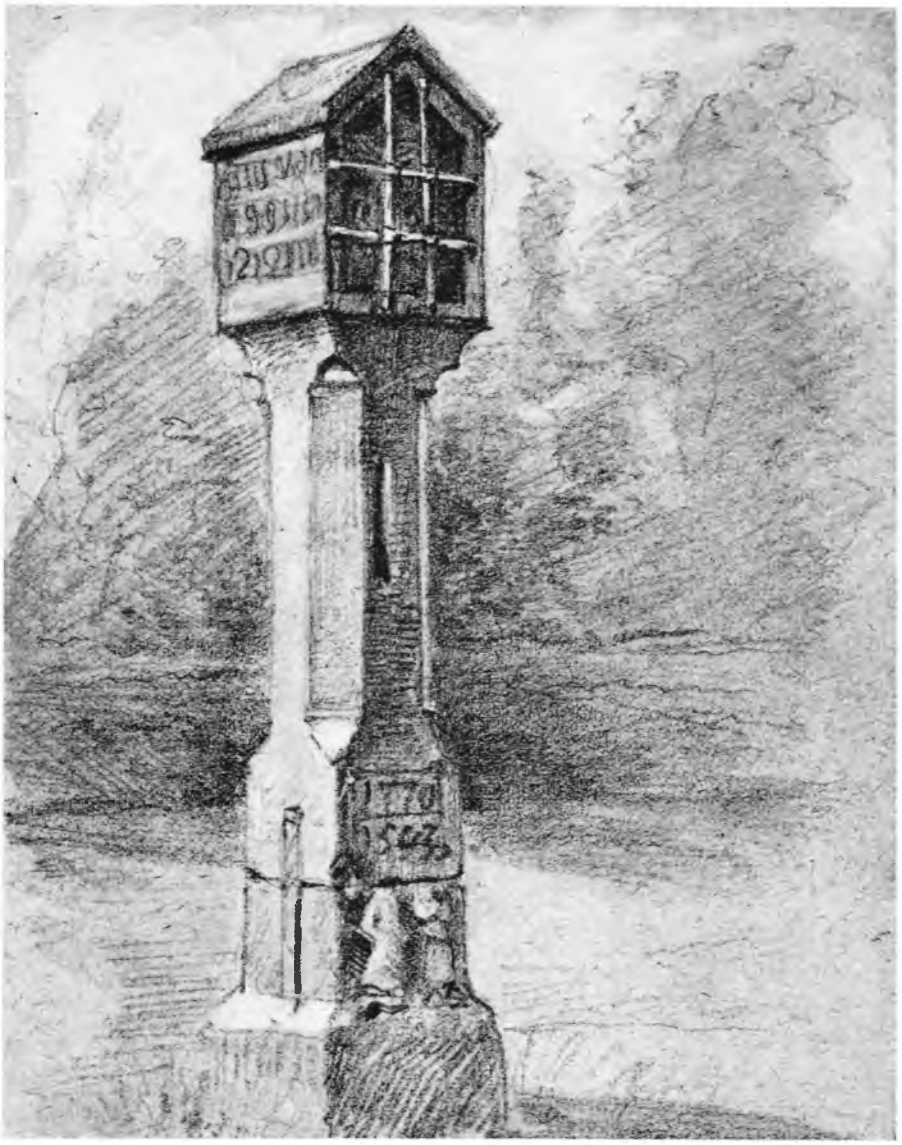

Abb. 25 Breitnau, Bildstock 1514 R. Hofmann, 1906

hofen zu Groebern zu verdanken war. Betrachten wir nun den Bau selber. Er steht in einem Wiesengelände zwischen niedrigen Obstbäumen und hohen Laubkronen. Wie von einem Luginsland geht von ihm der Blick nordwärts das Harmersbachtal hinauf und südwestwärts hinüber ins Kinzigtal, so daß die durch das Tal führende Straße von hier aus zu überwachen war. Über sein ursprüngliches Aussehen wissen wir nichts, doch ist anzunehmen, daß er von Anfang an gleichsam auf einer „motte" in mitten des Talgrundes stand. Heute repräsentiert er sich als Tiefburg, deren quadra-

Abb. 26 Zell a. Harmersbach, Gröbernhof R. Hofmann, 1906

tischer Baukörper von einem großen Wall, einem 32 Fuß breiten Graben und einer 6 Fuß dicken Mauer umgeben war, deren Spuren da und dort noch zu sehen sind. Inmitten dieses regelmäßigen Quadrates steht das Turmhaus, dessen Seitenlänge rd. 8,60 Meter beträgt. Seine Höhe von 16 m ist in 5 Geschosse aufgeteilt, deren vier untere einem älteren Bau, vielleicht dem um die Mitte des 14. Jahrhunderts errichteten Wohnturm angehören, während das 5. Obergeschoß später aufgemauert wurde. Die Baunaht ist durch das Gesimsband zwischen dem 4. und 5. Geschoß gekennzeichnet. Auch haben die unteren vier Geschosse ausladende Bossenquader, die Eckquader des 5. Stockwerks sind dagegen glatt geflächt. Ursprünglich lag wie stets bei den Bergfrieden der Burgen der Eingang in etwa 6 m Höhe und war nur über eine äußere Holzleiter, die im Ernstfall leicht zu entfernen war, zu erreichen. Seit dem Umbau unter dem Herrn v. Mayenhofen führt eine Tür in das unterste Geschoß, und darüber sitzt das Doppelwappen. Nur in den drei obersten Geschossen sind die Fenster paarweise angeordnet, durch einen schmalen Steinpfosten getrennt und innen mit einem flachen Bogen überwölbt. Die beiden Untergeschosse dagegen haben einfache kleinere Fenster. Wir haben es hier mit einer Art burgartigen Wohnturms zu tun, wie in Baden etwa in Riedheim ein vergleichbarer steht. Der Wehrcharakter ist zwar noch erkennbar, aber doch nicht so ausgeprägt wie bei eigentlichen Burgen, vielmehr überwiegt der Wohncharakter. Man kann also nicht wohl von einem Donjon sprechen, vielmehr erinnert dieser Typ eines festen Wohnhauses eher an ein „manoir". Hofmanns Zeichnung zeigt den Wohnturm von Nordosten her, also die lediglich befensterten Seiten, während der Turm, von Südosten her gesehen, sowohl den neuen Zugang von 1685 mit dem Wappen, den alten Zugang in 6 m Höhe und die schweren Konsolsteine des auskragenden Abortes erkennen läßt.

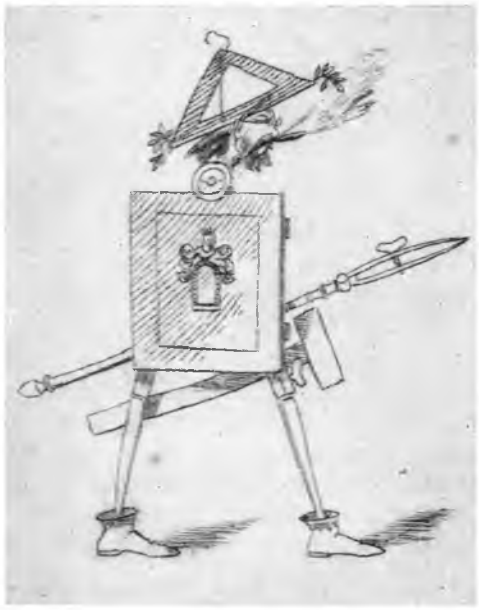

Abb. 27 Joh. Bapt. Kirner, Karikatur: Der Architekt, zum Malen ausrückend

Unsere Betrachtung der Skizzen und Aquarelle Rudolf Hofmanns dürfen wir wohl mit einer Karikatur beschließen, die von Joh. Bapt. Kirner, dem Bruder des berühmteren Lukas Kirner, gezeichnet und darnach mit farbigen Fäden auf Seide gestickt wurde. Wir sehen darauf den zum Skizzieren ausrückenden Architekten, mit seinen beruflichen Werkzeugen ausgerüstet, die aber als Schwert, Lanze und Schild umgedeutet sind; ein recht lustiges Bildchen, Abb. 27. Das Schild ist aber ein Reißbrett, die Lanze eine Reißfeder und das Schwert eine Reißschiene. Als Helm dient ein Dreieck, von dessen Spitze ein kleines Senkblei herabhängt. Die skelettartig dünnen Beine stecken in allzuweiten, am oberen Rand gestickten Schuhen. Auf der Nase sitzt die Brille, im Mund steckt die Zigarre. Der lustige, mit wenigen Strichen skizzierte Einfall bildet als

Stickerei das Vorsatzblatt des hübschen, in Leder gebundenen Skizzenbuches.

Nach der Betrachtung der Bilder nun zurück zum Meister selber: Als Rudolf Hofmann an der Technischen Hochschule Fridericiana zu Karlsruhe studierte, hatte er außer dem unbestrittenen Haupt der Architekturabteilung, dem auch als Bauforscher bedeutenden Jos. Durm, ferner als Lehrer die Architekturprofessoren Warth und Lang. Warth ist als der Erbauer des großen Kollegiengebäudes der Universität Straßburg bekannt geworden. Professor Lang dagegen hat den noblen Bau der „Bürgerschule", des heutigen Rotteck-Gymnasiums zu Freiburg entworfen als stillen Ausklang Semperscher Renaissance, bevor die Baukaust vor der Jahrhundertwende in den protzigen Wilhelminismus entartete. Es wäre höchst bedauerlich, ja geradezu unbegreiflich, wenn man diesen vornehm zurückhaltenden, sympathischen und qualitätsvollen Bau resigniert einem jener Bauten opfern wollte, derer man heutzutage in Deutschland zum Überdruß hat, und dies trotz unseres Denkmalschutzes, das als zeitliche Grenze etwa den Ersten Weltkrieg gesetzt, aber selbst schon das i. J. 1928 von Corbusier in Stuttgart erbaute Haus in der Weißenhofsiedlung unter Schutz gestellt hat. Mit dem Schulbau von Lang fiele in Freiburg das letzte gute Zeugnis einer ganzen Stilepoche, der Mitte des 19. Jahrunderts, aus und es wäre das interessante Nebeneinander vierer Generationen von Karlsruher Architekturprofessoren zerstört: Langs Bürgerschule 1872, Carl Schäfers Universitätsbibliothek 1895, Hermann Billings Kollegienhaus I 1908 und O. E. Schweizers Kollegienhaus II 1956. Hofmanns Lehrer im Freihandzeichnen und Landschaftszeichnen war der Professor Meichert, Kunstgeschichte lernte er bei Prof. Dr. Alfred Woltmann. Enge Freundschaft verband ihn mit dem besonders durch seine italienischen Landschaften und Stadtbilder hervorgetretenen Max Roman.

Zu den drei Bildstöcken, die wir nach Hofmanns Zeichnungen abbilden, sei auf die beiden nachfolgenden Aufsätze von H. Fautz über Feldkreuze und Bildstöcke, sowie von E. Kümmerle über die Wappensteine in der Gemarkung Waltershofen, vor allem aber auf die neueste Publikation des schon genannten Direktors Franz Hula verwiesen: „Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs", im Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte Bd. XX (XXIV).

Und als gleichgesinnter Weggenosse Hofmanns sei zuletzt noch Josef Scheiger genannt, der — obschon Jurist in hohen Stellen — zeitlebens sein Skizzenbuch mit Zeichnungen der Burgen, Schlösser und Baudenkmäler aus ganz Österreich füllte. Zum 70. Geburtstag des österreichischen Burgenforschers Felix Halmer ist im Birkenverlag Wien dessen vorzüglich bebilderte Schrift „Josef Scheigers Handzeichnungen österreichischer Burgen . . ." mit einem Vorwort von Otto Demus erschienen, eine Sammlung von Zeichnungen, die zeitlich etwa entsprechend Reiffensteins Frankfurter Skizzen die gleiche Liebe zur Heimat und ihren Kunstdenkmälern, deren Untergang ahnend, widerspiegelt. Dies aber ist eben das, was uns Rudolf Hofmanns Werk so wertvoll und so lieb macht: Wir haben viel gutzumachen an scharfen Urteilen über jene Epoche und ihre Vertreter. Doppelt ehren wir darum in dem hier erstmals behandelten Werk neben der künstlerischen Leistung des Zeichners und Malers seine Liebe zur Heimat und Ehrfurcht vor dem Vätererbe!

Der Verfasser dankt Frau Ida Pfeifer, geb. Hofmann, der Tochter des Künstlers, ferner der Bibliothek der Karlsruher Techn. Hochschule, den kathol. Pfarrämtern Altdorf und Breitnau, dem evang. Pfarramt Ottenheim, den Bürgermeisterämtern von Oppenau, Schuttern und Zell a. H., sowie seinen Kollegen in der Denkmalpflege B. Haas, H. Oesterle, E. Steurer und H. U. Wielandt herzlich für ihre Auskünfte.